

Topos „Herz und Stimme“

Tatsächlich, aus diesem Blickwinkel ist die Musik des Mittelalters noch nicht betrachtet worden. Das Ergebnis ist dann auch eine so bisher nicht geschriebene Geschichte der Musikanschauung. Während ihre Wurzeln in der jüdisch-christlichen und griechisch-antiken Musikanschauung zu suchen sind, ragen ihre „Äste“ bis in die Zeit der Aufklärung und in die „Sprache der Empfindsamkeit“.

In sieben Kapiteln wird an dem im mittelalterlichen Geistesleben allgemein gültigen und von Generation zu Generation weitergereichten Topos „Herz und Stimme“ der Bedeutungswandel dieser Denkfigur anhand signifikanter Quellen (keine Musiktraktate, sondern unter anderem die Bibel, liturgische Abhandlungen, Heiligenriten,

Mönchsregeln, Legenden) untersucht. Wie entscheidend zum Beispiel die „Confessiones“ des Augustinus für die europäische Mentalitätsgeschichte gewesen sind, in der erstmalig eine Theorie des musikalischen Ausdrucks formuliert wird, stellt Fuhrmann genauso eindrucksvoll dar wie den Bedeutungswandel von „Herz und Stimme“ in der mittelalterlichen Liturgie, der Messe und im Chorgebet sowie im Zeitalter der spirituellen Neuorientierung, bei der das Individuum und die Innerlichkeit entdeckt werden. Ein umfangreicher Anmerkungsapparat verweist auf weiterführende Literatur zu den im Text aufgezeigten kirchen-, theologie-, sozial- und



gen kann.

mentalitätsgeschichtlichen Brüchen und Umdeutungen des Topos. Der Anhang enthält ein Verzeichnis der Quellen und Sekundärliteratur sowie ein Namens-, Orte- und Sachregister. Das Buch ist spannend und auch dem „Laien“ verständlich geschrieben – ein Vorteil, den man nicht jeder Fachliteratur nachsa-

Ingeborg Allihn

Wolfgang Fuhrmann: Herz und Stimme. Innerlichkeit, Affekt und Gesang im Mittelalter. Bärenreiter, Kassel 2004, 386 S., 29,95 Euro

Musiktheoretisches

Helga de la Motte-Haber ist nicht nur eine überragende Musikwissenschaftlerin – sie hat das Fach Systematische Musikwissenschaft in Deutschland weithin geprägt –, sondern auch eine blendende Organisatorin. Hier kann sie zusammen mit Oliver Schwab-Felisch bereits den zweiten Band des von ihr konzipierten fünfbandigen „Handbuches der Systematischen Musikwissenschaft“ vorlegen: über „Musiktheorie“, den insgesamt 19 namhafte Autoren erarbeitet haben. Das Verständnis von Musiktheorie, welches diese Publikation leitet, benennt die Herausgeberin mit dem Titel ihrer Einleitung: „Musiktheorie – Systeme von begrenzter Reichweite“. Als Konsequenz deutet sich eine Auflösung von musiktheoretischem Denken

in eine historische Stillehre an. Doch wird eine solche Überführung oder Auflösung von musiktheoretischer Systematik in eine Geschichte der Musiktheorie vermieden. Die Akzente fallen vielmehr auf ein musiktheoretisches Denken, welches für das gegenwärtige kompositorische Schaffen noch irgendeine Bedeutung besitzt. Diese Perspektive ermöglicht wohl einerseits einen unverkrampften Blick etwa auf Theorien von Komponisten, die sich offensichtlich im Labyrinth pseudowissenschaftlicher Argumentationen verirrt haben, verengt aber andererseits den Blickwinkel, weil das zentrale musiktheoretische Dilemma der (Wert-)Urteile, die gefällt wer-



den (müssen), in den Hintergrund tritt: Urteile ohne theoretische Fundierung wirken substanzlos, mit einer solchen jedoch oft unangemessen. Zudem wird nicht erkennbar, für wen diese Publikation gedacht ist: Für ein allgemeineres

Publikum verfährt sie allzu unübersichtlich und spezialistenhaft, für die Spezialisten allzu eklektisch. Am hohen Niveau aller Beiträge kann es jedoch keinen Zweifel geben.

Giselher Schubert

Helga de la Motte-Haber und Oliver Schwab-Felisch (Hg.): Musiktheorie. Handbuch der Systematischen Musikwissenschaft. Band 2. Laaber, Laaber 2005

Meister und Muse

Musikerbiographien, die enge Beziehungen zwischen Leben und Werk der Meister zu belegen suchen, gibt es in Massen. Die vorliegende Publikation über Leos Janáček gehört jedoch in eine andere Kategorie, da sie nicht fabuliert und spekuliert, sondern sich auf zuverlässige Quellen gründet – Briefe und Tagebücher des Komponisten und der mit ihm beruflich und privat verbundenen Menschen. Erst nach der Wende hat das Brünner Janáček-Archiv über 700 Briefe zugänglich gemacht, die der Komponist an seine 37 Jahre jüngere Muse Kamila Stösslová geschrieben hat. Sie sind von besonderer Bedeutung, da die platonische Liebesbeziehung zu der verheirateten und nicht besonders gebildeten Frau den über 60-jährigen Janáček in einen in der Musik-

geschichte einmaligen späten Schaffensrausch versetzt hat. Doch auch die längst etwas brachliegende Ehe mit Zdenka kam durch das Auftreten der fremden Frau erneut auf Touren. Freilich war der gewaltige Schaffensschub nicht allein in der Beziehung zur Stösslová begründet, sondern auch im späten Ruhm, der nach der Prager „Jenufa“-Premiere (1916) einsetzte, und in der für den Nationalisten Janáček besonders wichtigen Gründung des tschechoslowakischen Staates (1918).

Dem Dramatiker und Hörspielautor Jiri Ort ist eine Biographie geglückt, die ohne Musikwissenschaft auskommt und dennoch sehr kenntnisreich ausgeführt ist. Die Wechselwirkungen zwischen den Werken



und den privaten Beziehungen werden diskret und mit dramaturgischem Geschick, manchmal auch mit etwas saloppen Formulierungen, herausgearbeitet. Spannend und spannungsreich erscheint das Verhältnis zum Freund und Mitarbeiter Max Brod, der sich

im Bestreben, Janáček's Werke für die deutsche Bühne tauglich zu machen, besonders im Falle des „Schlaunen Fuchsleins“ manche Verschlimmbesserung geleistet hat.

Ekkehard Pluta

Jiri Ort: Leos Janáček – der späte Wilde. Liebe und Leben in Opern und Briefen. Bärenreiter, Kassel 2005, 258 S., 19,95 Euro

Gegendarstellung zur Rezension „Constantin Floros: Anton Bruckner“ in FONO FORUM Juli 2005.

Im Juli-Heft von FONO FORUM wurde unter dem Titel „An Bruckner gescheitert“ eine Rezension von Christoph Vratz zu meinem Buch „Anton Bruckner. Persönlichkeit und Werk“ veröffentlicht.

In der Rezension heißt es:

„Doch der Autor bündelt auf krampfhaft Weise Daten und Namen. In wenigen Zeilen pfercht er Hildegard von Bingen, Stockhausen, Strauss und Mahler zusammen, er erinnert an Goethe, verweist auf Adorno, führt Schönberg ins Feld.“

Durch diesen Satz wird der Eindruck erweckt, als behandelte ich die genannten Personen in einem Kapitel in wenigen Zeilen. Richtig ist, dass die genannten Personen in verschiedenen Kapiteln des Buches unter verschiedenen Aspekten behandelt sind.

Weiter heißt es:

„Doch das größte Manko liegt darin, dass der Autor als Wissenschaftler scheitert: einerseits durch einen penetranten Hang zu Unschärfe und Allgemeinplätzen, andererseits durch falsche Fakten. Beispiel: Thomas Manns 1911 geschriebene[r] Essay über ‚Palestrina‘. Abgesehen davon, dass es diesen Essay überhaupt nicht gibt, stammt das von Floros benutzte Zitat nicht aus dem angeblichen Essay, sondern aus den ‚Betrachtungen eines Unpolitischen‘ von 1918.“

Diese Behauptung ist unrichtig. Der Essay „Palestrina“ befindet sich in Band 3 der Ausgabe Thomas Mann Essays auf Seite 43 ff., erschienen im Fischer Taschenbuchverlag im Oktober 1978. Das von mir wiedergegebene Zitat befindet sich dort auf den Seiten 56/57. Das Zitat kann im Essay „Palestrina“ von jedermann nachgelesen werden.

14. Juli 2005

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Constantin Floros
Mitglied der Europäischen Akademie der Wissenschaften und Künste

Ehrenmitglied des Anton Bruckner Instituts Linz und zahlreicher weiterer wissenschaftlicher Einrichtungen

Anmerkung der Redaktion

Wir sind gesetzlich verpflichtet, diese Gegendarstellung ohne Rücksicht auf ihren Wahrheitsgehalt abzudrucken. Wir weisen darauf hin, dass der fragliche Essay in den „Gesammelten Werken“ von Thomas Mann (Fischer Taschenbuchverlag 1990) nicht vorkommt. Weiterhin machen wir darauf aufmerksam, dass Pfitzners Oper „Palestrina“ erst 1917 uraufgeführt worden ist und Thomas Mann das Textbuch nachweislich erst 1917 erhalten hat.

Vergangenheitsbewältigung

Sie waren einander nahe wie Bruder und Schwester. Doch sie konnten auch durch diese Freundschaft nicht vor den Depressionen bewahrt



werden, die sie regelmäßig heimsuchten. Aus der fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Hans Werner Henze und Ingeborg Bachmann entstanden jedoch zahlreiche Meisterwerke – unter anderem die Oper der „Prinz von Homburg“. Antje Tumat unternimmt nun in ihrer Studie „Dichterin und Komponist“ den Versuch, sowohl die literarische als auch die musikalische Seite des Werkes zu beleuchten. Außerdem analysiert die Autorin die Rolle, die der „Prinz von Homburg“ im Prozess der Vergangenheitsbewältigung der beiden Künstler gespielt hat. Das Buch ist im Bärenreiter-Verlag erschienen und kostet 39,95 Euro.

Tonspuren

Man muss eben Geduld haben und lange genug leben.“ Wie ein Motto wirkt dieser Satz aus der jüngst erschienenen Autobiographie von Josef Tal. Denn obwohl Tal bereits 1969 zum Mitglied der Berliner Akademie der Künste ernannt wurde und in den 1970er Jahren in Hamburg und München zwei Opern zur Uraufführung brachte, kommt seinem Schaffen erst seit den späten 1980er Jahren (wiederum verbunden mit zwei Opernpremierer, diesmal in Berlin und Hamburg) eine wirklich größere Aufmerksamkeit zu. Die jüngst erschienene Ersteinpielung seiner insgesamt sechs Sinfonien mit der NDR Radiophilharmonie Hannover (CPO) bezeichnete Tal selbst als „Märchen von der Wirklichkeit“. Nur selten ist es eben einem Komponisten zeitgenössischer Musik vergönnt, sich des eigenen Nachruhmes noch zu Lebzeiten erfreuen zu können.

Am 18. September 1910 in Pinne bei Posen geboren und in Berlin als Sohn eines Rabbiners aufgewachsen, spiegelt sich im ersten Drittel von Tals Leben nicht nur ein großes Stück moderner Kulturgeschichte, sondern auch die dunkle Seite der deutschen

Zeitgeschichte wider. Es ist gerade dieser Teil der Autobiographie (der übrigens schon 1985 unter dem Titel „Der Sohn des Rabbiners“ eine erste umfangreichere vorausging), der berührt und zugleich fesselt –, auch weil Tal sich als ein mit wachen Augen für das Detail berichtender, selbstkritischer und im rechten Moment gar ironischer Autor präsentiert. Da, wo er moralisch mahnen oder gar belehren könnte, erzählt er vielmehr von einzelnen, mitunter gar kuriosen Begegnungen. Sein Blick ist selbst in der Vergangenheit immer auf die Zukunft gerichtet – ganz so, wie Tal auch die ersten schwierigen Jahre in seiner neuen Heimat Israel erlebte. Schade nur, dass es nach zwei Dritteln der wirklich lesenswerten „Tonspur“ zu einem merkwürdigen Bruch kommt – der altersweise Blick auf die Vergangenheit weicht plötzlich einem philosophisch besetzten Jetzt, das auf den letzten 30 Seiten („Der Weg zum Turm der Tonwelt“) in einen musiktheoretischen Exkurs über



die Musikgeschichte des Abendlandes mündet.

Doch auch dies gehört, im erweiterten Sinn, zu Tals Biographie. Denn im Gegensatz zu vielen seiner jüdischen Zeitgenossen nahm er nicht an der Entwicklung eines zur Identifikation dienenden Nationalstils teil, sondern baute seine Tonsprache auf eigenen Wurzeln auf. Bei ihm tragen vor allem

Konzentration des Materials und Reduzierung der Mittel zur Intensivierung des Ausdrucks bei. Tals Schaffen ist dabei im Spannungsfeld zwischen Altem Testament und moderner Literatur, zwischen Sinfonik und Elektronik verortet – und somit von zeitloser Aktualität.

Michael Kube

Josef Tal: Tonspur. Auf der Suche nach dem Klang des Lebens. Henschel, Berlin 2005, 272 S., 24,90 Euro

Auf dem Weg zum „Mysterium“

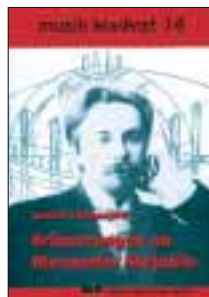
Die „Erinnerungen an Alexander Skrjabin“ von Leonid Sabanejew (1981-1969) wurden 1925 in Sowjetrussland veröffentlicht, aber nach seiner Emigration mit andern Schriften des Autors alsbald verboten, aus Bibliotheken entfernt und als „unzureichende Bücher“ (Lev Danielewitsch 1953) diffamiert. Erst 2000 wurden sie in einer russischen Neuauflage wieder zugänglich und damit auch eine der wichtigsten Informationsquellen über Skrjabin. Ein spannender und ein gewichtiger Band, der jetzt erstmals in deutscher Sprache vorliegt.

Sabanejew war während seiner Studienjahre bei Tanejew einige Male Skrjabin begegnet, wurde aber erst 1910 in den inneren Kreis um den Komponisten aufgenommen. Bis zu dessen Tod 1915 hat er in seiner Moskauer Wohnung an den fast täglichen Diskussionsrunden teilgenommen.

1910 war der Umbruch in Skrjabins Denken bereits vollzogen, die Komposition des *Prométhée* op. 60 begonnen und sein Projekt, in Indien ein – das Weltende herbeiführendes Mysterium – zu schaffen, befand sich in einer spekulativen Vorbereitungsphase. Skrjabin hatte sich, vom Alltag weitgehend isoliert, ein eigenes philosophisches Denkgebäude errichtet. Eine *Mélange* da-

mals modischer Denkströmungen, die vorwiegend auf der Theosophie Helene Blavatskys gründete, aber auch die Ideen Wladimir Solowjews, Friedrich Nietzsches und vieler anderer einbezog.

Sabanejew schrieb die „Erinnerungen“ vorwiegend nach seinen damaligen Aufzeichnungen. Er berichtet einfühlsam, aber mit wohlwollender Distanz, mitunter ironisch, über das Umfeld Skrjabins, dessen Erscheinungsbild und Auftreten. Und er schildert, oft in Dialogform, die nicht enden wollenden abendlichen Gespräche über Skrjabins Musik, Philosophie und sein „Mysterium“. Sabanejew geht auf die Kompositionstechnik und -methodik Skrjabins ein. Die zahlreichen musikanalytischen Ausführungen sind verständlich dargestellt, aufschlussreich auch die Abschnitte über Skrjabins Klavierspiel, privat und im Konzert. Es wird unter anderem mit Adjektiven wie *intim*, *verführerisch* klangsinig, *zart*, *nervig* und *elektrisierend* beschrieben und bestätigt, was schon Skrjabins wenige Klavierrollen-Aufzeichnungen vermuten lassen. Eine Anregung, die Aufführungspraxis der



Klavierwerke Skrjabins zu überdenken, zumal bisher nur wenige Interpreten dem von Sabanejew beschriebenen Spiel Skrjabins nahe kommen.

Ernst Kuhn hat sprachlich versiert, klar und gut lesbar nach der Erstausgabe übersetzt. Zweckmäßig ist auch seine Idee, den umfangreichen Text nachträglich in überschaubare Kapitel zu gliedern. Das Personenverzeichnis ist ausreichend kommentiert. Kleine redaktionelle Ungenauigkeiten stören kaum (Anmerkung S. 217 steht auf S. 210; Lhévinne nimmt auf „Walzen“ auf u. a.). Gerne hätte man auch etwas über den Inhalt von Safonows *Akrostichon* (S. 18) erfahren, auch wenn es sich nicht adäquat übersetzen lässt. Das Buch ist auch für Nichtmusiker verständlich und spannend. Sich zuvor mit dem einführenden, sehr informativen Essay von Andreas Wehrmeyer vertraut zu machen, kann nicht schaden.

Peter Seidl

Leonid Sabanejew, *Erinnerungen an Skrjabin*. Verlag Ernst Kuhn, Berlin 2005, 427 S., 59,95 Euro

Wahnfritz

Ihren Adressaten haben diese Blätter nie erreicht. Für „Fidi“ vor allem hatte Cosima ihr akribisches Tagebuch geführt. Doch als sie es begann, kurz nach dem 31. Geburtstag an Neujahr 1869, da trug sie den kleinen Siegfried noch unterm Herzen. „Ihr sollt jede Stunde meines Lebens kennen, damit ihr mich dereinst erkennen könnt“, trägt sie auf der ersten Seite jener schließlich 21 Hefte ein, in denen sie in ungeheurer Konsequenz 14 Jahre, bis zum Vorabend von Wagners Tod in Venedig, das Leben an der Seite des Genies mitschrieb. Tag für Tag protokollierte sie, Reisen, Lektüren, Geldnöte und Sorgen um Bayreuth und das Werk, Politik, Besuche, Träume, und immer: ob „R.“ die Nacht gut geruht habe.

Nicht dem einzigen Sohn, sondern der Tochter Eva schenkte Cosima diese Lebens- und Leidenschronik schließlich. Diese verfügte die Sperrung bis dreißig Jahre über ihren eigenen Tod hinaus, und alle juristischen Versuche, diese wichtige Quelle wieder zum Sprudeln zu bringen, blieben vergeblich. Die Geschichte von Cosimas Tage-



büchern ist eine Räuberpistole, ihre Veröffentlichung 1976 war eine Sensation: 5.000 Seiten aus dem innersten Wahnfried. Werkstattberichte vom Abschluss der „Götterdämmerung“ und der Entstehung des „Parsifal“, über „R.s“ plötzliche Albernheiten („Wahnfritz“) und die entgrenzungsselige ganz große Liebe (und ewige Todessehnsucht!). Marion Linhardt und Thomas Steiert haben das Ganze auf ein lesbares Fünftel gekürzt und mit einem radikal knappen, aber nützlichen Personenkommentar versehen. Eine Bonsai-Ausgabe des sonst kaum zu bewältigenden Werks, die alle wesentlichen Motive des Wagner-Universums der letzten Jahre enthält, auch deren bekanntermaßen Widerwärtigstes. Unter dem 18. Dezember 1881: „Er sagt im heftigen Scherz, es sollten alle Juden in einer Aufführung des ‚Nathan‘ verbrennen.“

Holger Noltze

Cosima Wagner: *Tagebücher*. Eine Auswahl von Marion Linhardt und Thomas Steiert. Piper Verlag, München 2005, 479 Seiten, 24,90 Euro

Auf den Punkt gebracht



Terz, Quintenzirkel, Fuge – mit diesen Begriffen kann man auch als Nicht-Musikwissenschaftler in aller Regel etwas anfangen. Aber wie sieht es mit Würfelmusik, Scarlattiquinten oder Picardischer Terz aus? Die Vielzahl musikalischer Fachbegriffe etwa aus den Bereichen Harmonielehre, Kontrapunkt, Generalbass oder Formenlehre ist selbst für Eingeweihte ein fast unüberschaubares Feld. Doch jetzt gibt es Hilfe: Stolpert man beim Lesen von Büchern oder Noten in Zukunft über Unbekanntes, kann ein Griff ins Bücherregal helfen. Vorausgesetzt, dort steht der neue Band „Lexikon Musiktheorie“ aus dem Breitkopf & Härtel-Verlag. Für zwölf Euro erhält man dort von dem Autorenteam Thomas Krämer und Manfred Dings verständliche Kurzdefinitionen gängiger musikalischer Begriffe.

Besser hören mit Henscheid

Dass der große Schriftsteller Eckhard Henscheid hierzulande notorisch unterschätzt wird, liegt wohl auch an seiner nervensägenhaften Beharrung, die ganze Restwelt für kenntnislos minderbemittelt zu erklären. Zumal wenn es um „Musik“ geht, wie in dem verdienstvollen neuesten Band der überhaupt verdienstvollen Werkausgabe bei Zweitausendeins. Nach Henscheid kommt bei Henscheid allenfalls der Mozartdeuter Hildesheimer und dann sehr lange nichts, schon gar nicht die „Mozartkugel“ Joachim Kaiser. Es wird viel geschimpft in diesem Buch, das die bekannten Musikschriften „Verdi ist der Mozart Wagners“ und „Warum Frau Grimhild Alberich außerehelich Gunst gewährte“ um die „konkret“-Kolumnensammlung „Musikplaudertasche“ und zweihundert Seiten erstmals Gesammeltes (aus verstreuten Radio- und Zeitschriftenpublikationen) ergänzt. Henscheid schimpft, in

virtuos rhythmisierten Satzgeräuschen, in hochkomischen Travestien der musikwissenschaftlichen oder musikfeuilletonistischen Autoritätstöne, und meistens hat er Recht. Hier spricht ein gelehrter Fan. Unermüdlich durchpflügt er MozartVerdiWagners Meisterwerke, Puccini kommt als Hausgott dazu. So begrenzt das Repertoire, so akribisch der Zugriff, und die Ergebnisse dieses immer Neu-Bedenkens reichen von belanglosen Motiv- oder „Fehler“-sammlungen bis zu kapitalen Groß-Deutungen. Vor allem Henscheids sublimen Anmerkungen über die „fortschreitende Unfähigkeit zu Mozart“ sollte man sich, kurz vor dem anstehenden Jubiläums-Taumel, noch schnell hinter die Ohren schreiben. Weil „Musik“ eine Sammlung ist, kriegt man aber auch manchen im Grunde richtigen Gedanken



ein paar Mal zu oft erzählt. Die These von „Wagners Hitler“ ist unhaltbar, dazu bräuhete es den Furor nicht, mit dem Henscheid sie wieder und wieder aufs Neue zerreißt und dabei ein gutes Stück übers Ziel hinausschießt. Und dass er das Heil, im Zorn auf die „Regie-Rabauken“ Kon-

witschny und Co., nun gerade in Wolfgang Wagners geistarmer Bayreuther „Meistersinger“-Direktion zu finden meint, wollen wir gleich gar nicht glauben. Und nehmen Henscheids Musikpredigten als eine witzige, dabei aber unnachgiebig strenge Stil- und Geschmacksschule: bitter nötig.

Holger Noltze

Eckhard Henscheid: Musik. Zweitausendeins, Frankfurt 2005, 794 S., 27,- Euro

Neubewertung

Eine Neubewertung der Rolle Constanze Mozarts versucht Silke Leopold in ihrem Buch „Guten Morgen, liebes Weibchen – Mozarts Briefe an Constanze“. Die Autorin versucht in ihren Kommentaren zu den Mozartschen Briefen nachzuweisen, dass viele der Vorwürfe, die gegen Constanze als gefühlskalte Gattin



erhoben wurden, ungerechtfertigt sind. Die Ehe sei zwar „nicht im Himmel geschlossen“ worden, aber von einer stetig wachsenden intimen Liebe gekennzeichnet gewesen, die in den Briefen Wolfgangs von Jahr zu Jahr deutlicher zu Tage trete. Das Buch ist im Bärenreiter-Verlag erschienen und kostet 16,95 Euro.

Wortgewandt

Um zu wissen, dass die italienische Spielanweisung „mestamento“ so viel wie „auf betrübte Weise“ bedeutet oder dass es in Franz Listzs Klavierzyklus „Années de pèlerinage“ um Pilgerjahre geht, dafür bedarf es schon einiger Fremdsprachenkenntnisse. Als Helfer im Taschenformat bietet sich für solche Fragen das „Praktische Wörterbuch der Musik“ an. Der Autor Roberto Braccini infor-



miert auf 435 Seiten praxisnah über verschiedenste Begriffe aus allen musikalischen Bereichen, die jeweils in vier Sprachen erscheinen. Das in musikalische Sachgebiete gegliederte Buch ist außerdem ergänzt um ein Register für die zielgerichtete Vokabelsuche. Das Nachschlagewerk ist jetzt im Schott-Verlag in einer neu bearbeiteten Auflage erschienen und kostet 19,95 Euro.

Gezähmte Lulu



Die Wahl der Textvorlage war nicht immer klar. Als Berg sich, zwei Jahre nach dem Erfolg des Wozzeck, entschloss, eine weitere Oper zu komponieren, schwankte er zwischen Gerhart Hauptmanns Glashüttenmärchen „Und Pippa tanzt“ und den beiden Lulu-Tragödien von Frank Wedekind, „Erdgeist“ und „Die Büchse der Pandora“. Die Verhandlungen über Hauptmanns Stück erwiesen sich als schwierig, und so entschloss Berg sich zur Komposition von „Lulu“. Sicher war der Komponist bei dieser Entscheidung auch von einer privaten Aufführung der „Büchse der Pandora“ beeinflusst, bei der der Dichter selbst mitwirkte und die einen starken Eindruck bei Berg hinterließ. Autorin Kordula Knaus geht in ihrem Buch „Gezähmte Lulu“, einer Überarbeitung ihrer Dissertation, der Frage nach, wie Berg die beiden Dramen Wedekinds in den Rahmen seiner musikdramatischen, ästhetischen und moralischen Vorstellungen eingepasst hat. Dabei werden der Aufbau des Textbuches und die daraus entstehenden dramaturgischen Konsequenzen ebenso behandelt wie die Einbettung der „Lulu“ in das Musiktheater der 1920er Jahre. Das Buch ist im Rombach-Verlag erschienen und kostet 44,- Euro.

Familiensaga

Über kaum eine Familie der Musikgeschichte ist so viel geschrieben worden wie über die Wagners. Eine Monographie von Brigitte Hamann versucht im Taschenbuchformat einen Einblick in den Bayreuther Mikrokosmos zu geben. Ausgehend vom Lebenslauf Richard Wagners bis in die Gegenwart erzählt Hamann die spannende Geschichte des Klans. Auch die weniger glanzvollen Seiten, wie die Verstrickung in den Nationalsozialismus und die Probleme der Nachkommen mit der erdrückenden Gestalt des Übervaters, werden dabei ausführlich beleuchtet. Eine Wagner-Stammtafel fehlt ebenfalls nicht. „Die Familie Wagner“ ist im Rowohlt-Verlag erschienen und kostet 8,50 Euro.



Irrwege

Noch immer fällt der schwere Schatten des Übervaters auf Telemanns Kantaten-Schaffen, haben seine Werke noch immer nicht die Bekanntheit der Bachschen Kompositionen erreicht. Eine Ausnahme hiervon bildet die Michaelis-Kantate „Siehe! es hat überwunden der Löwe“. Doch ihre ungewöhnlich frühe Renaissance hat sie ironischerweise ausgerechnet dem Namen Bach zu verdanken, rückte sie doch durch eine Fehlzusweisung an den Thomaskantor ins Interesse der musikalischen Öffentlichkeit. Bereits im Jahre 1884 wurde sie in der Bach-Gesamtausgabe veröffentlicht, doch schon der damalige Herausgeber Alfred Dörffel hatte Zweifel an der Autorschaft Bachs. Auch das Bach-Werke-Verzeichnis von Wolfgang Schmieder führt die Kantate nur unter Vorbehalt auf, und schließlich konnte Alfred Dürr in den 1950er Jahren das Werk als eine Komposition Telemanns identifizieren.

Die Kantate gehört zu einem Jahrgang, den Telemann auf Texte des Eisenacher Archivsekretärs Hermann Ulrich von Lingen komponierte, dem so genannten „Ersten Lingschen Jahrgang“. Immer wieder demonstrierte Telemann mit derartigen Kompositionslieferungen seine Verbundenheit mit der ehemaligen Wirkungsstätte Eisenach, wo die Kantaten im Kirchenjahr 1722/23 ihre Uraufführung erlebten. Typisch für den Komponisten war es auch, seinen Kantatenjahrgängen die Texte nur eines Dichters zugrunde zu legen. So konnte er jedem Jahrgang ein charakteristisches musikalisches Gesicht verleihen.

Keinem Jahrgang kann hingegen die Kantate „Nun danket alle Gott“ zugeordnet werden. Auch über Entstehungszeit und Entstehungsort des Werkes ist nichts bekannt. Wenngleich einige Indizien eine Entstehung während der Hamburger Zeit Telemanns nahe legen. Grundlage der Edition ist das einzig derzeit bekannte Manuskript der Kantate aus der Staats- und Universitätsbibliothek Hamburg.

Beide Werke sind im Carus-Verlag erschienen und kosten 18,- bzw. 14,60 Euro.

bjø



Appetithappen

Beethovens einzige Oper „Fidelio“ ist das Produkt eines langen kompositorischen Prozesses. Als sie 1814 in Wien aufgeführt wurde, lagen rund zehn Jahre hinter Beethoven, in denen er das Werk mehrfach grundlegend überarbeitet hatte. 1805 war die Oper mit drei statt zwei Akten unter dem Titel „Leonore“ erstmals vor Publikum gegeben worden – und durchgefallen. Nachdem Beethoven Kürzungen und Umstellungen vorgenommen sowie die Ouvertüre ausgetauscht hatte, brachte er „Leonore“ 1806 wieder auf die Bühne, diesmal mit mehr Erfolg. Doch bis die Oper als „Fidelio“ ihren Durchbruch schaffte, brauchte es noch einige, teils tiefgreifende Änderungen an der Substanz des Werks.

In der Bonner Beethoven-Gesamtausgabe wird gemeinsam mit „Fidelio“ auch eine Fassung der „Leonore“ veröffentlicht werden. Wann diese von Helga Lühning in Angriff genommene kritische Edition erscheinen wird, steht jedoch in den Sternen. Als Vorabdruck nach dieser Edition ist jetzt bei Bärenreiter ein Klavierauszug des „Fidelio“ zu haben, der einen zuverlässigen Notentext der immer noch einzigen geläufigen Fassung dieser Oper bietet. Leider sind etwaige Herausgeber-Ergänzungen im Notentext nicht typographisch kenntlich gemacht. Und da beim Klavierauszug der praktische Gebrauch im Vordergrund steht, erfährt man auch nichts über die Quellen und die herausgeberischen Entscheidungen. Wer hier Genaueres wissen möchte, muss wohl auf den Kritischen Bericht der Gesamtausgabe warten.

Ein besonderer Vorzug dieser Ausgabe sind indes die ausführlichen und zweckmäßigen Hinweise, die Lühning im ansonsten knappen Vorwort zur Ausführung von Appoggiaturen in den Singstimmen gibt. Sie werden von entsprechenden Zeichen an problematischen Stellen im Notentext begleitet und sollten vor allem in rezitativischen Passagen beherzigt werden.

Andreas Friesenhagen

Beethoven: Fidelio, hrsg. von Helga Lühning und Robert Didion, Bärenreiter BA 9011a, 34,95 Euro



Ausgezeichnet

Dvoráks Komposition des »Stabat mater« fällt zusammen mit einschneidenden Schicksalsschlägen, die den Komponisten und seine junge Familie binnen weniger Monate trafen. Zunächst starb im August 1875 zwei Tage nach ihrer Geburt die Tochter Josefa, dann vergiftete sich zwei Jahre später die Tochter Ruzena, schließlich starb genau an Dvoráks 36. Geburtstag der erstgeborene Sohn Otakar an den Pocken. Offensichtlich schrieb sich der Komponist seine ganze Trauer mit der Instrumentation des bereits zwischen Februar und Mai 1875 skizzierten »Stabat mater« von der Seele. Dass Dvorák sich überhaupt mit einem chorsinfonischen Werk beschäftigte, dem ein geistlicher Text zugrunde liegt, geht wohl auf Anregungen zurück, die er aus seiner 1874 aufgenommenen Tätigkeit als Organist an St. Adalbert empfing: Hier gelangte die „anerkannt schönste und erhabenste Kirchenmusik aller Kirchen Prags“, freilich A-cappella-Musik Palestrinas, zur Aufführung. Dvorák hingegen schrieb mit seinem »Stabat mater« ein ganz im zeitgemäßen sinfonischen Tonfall gehaltenes und ausgesprochen klangsinnliches Werk, dessen Autograph verschiedene Revisionen über sich ergehen lassen musste: von der Hand des Komponisten, der des Dirigenten der Uraufführung und schließlich auch des Verlagslektors, dessen Vorschläge Dvorák „gerne mit ja“ beantwortete.

Dem hohen kompositorischen Anspruch des Werkes wird die von Klaus Döge neu herausgegebene Partitur mit ihrem sehr sauberen und übersichtlichen Notensatz, einem informativen Vorwort und einem knappen Kritischen Bericht vollauf gerecht; nur auf einen festen Einband muss man verzichten. Die Ausgabe erhielt auf der Frankfurter Musikmesse den deutschen Musikeditionspreis.

Michael Kube

Dvorák: Stabat Mater, hrsg. von Klaus Döge; Breitkopf & Härtel PB 5361, 56,- Euro

Vibraphon unter Wasser

Die gelernte Bratscherin Johanna Niegel war zunächst als Orchestermusikerin in Freiburg und Basel tätig, bevor sie in Bad Honnef eine Musikschule für Vor- und Grundschulkinder eröffnete. Im Fidula-Verlag hat sie bereits die Bücher „Familie Bär“ und „Ein Land aus Schokolade“ veröffentlicht. Nun also „Der Löwe beim Frisör“.



In diesen 21 Liedern gelingt es Johanna Niegel mit einfachster Harmonik und einprägsamer, bequem vom Blatt zu singender Melodik tatsächlich, wie der Untertitel verspricht, ganz „neue Lieder“ zu schaffen. Dabei hat sie es nicht nötig, Stilmittel der aktuellen Popmusik aufzugreifen und sich somit an den Massengeschmack anzubiedern. Einiges verdankt sie hingegen dem frühen deutschen Schlager und dem Kabarett.

Das zeigt sich vor allem in der flotten Akkordeonbegleitung von Frank Ennen, der ebenso einige Arrangements beigesteuert hat wie der in Jazz-Kreisen bekannte Florian Poser, der seine Nummern mit Vibra-, Marimba- und Xylophon verzaubert und vor allem um „Die Muschel“ herum eine traum-

hafte Unterwasseratmosphäre schafft. Ansonsten wirken noch ein Pianist und ein Schlagzeuger mit und wird erfreulich wenig gesampelt. Den Gesang übernimmt in der Hauptsache die Autorin, doch wird er auch auf mehrere, zuweilen humoristisch verstellte Stimmen verteilt. Auch zwei Kindersolisten und ein kleiner Kinderchor wirken mit.

Im Buchteil steht jedes Lied mit Noten und Akkordsymbolen auf einer Doppelseite. Die farbigen Illustrationen stammen von Corinna Pelch alias Clara, die bei der Ausgestaltung der meist tierischen Themen die Karikaturistin nicht ganz verleugnen kann und manchmal in Richtung Comic abdriftet.

Als Ergänzung sind ein Heft mit leicht spielbaren Klavierbegleitungen sowie ein Buch mit Anregungen zu musikalischen und szenischen Erweiterungsspielen lieferbar.

Jörg Hillebrand

Johanna Niegel/Clara: Der Löwe beim Frisör. 21 neue Lieder für Kinder. Fidula, Boppard 2004, 48 S. mit CD, 19,80 Euro.

Der kranke Tiger tanzt Tango

Fünf Bände „Kinderhits mit Witz“ und zwei Musicals hat Peter Schindler bei Carus schon veröffentlicht. Die 15 Titel dieses Bilderbuchs entstammen ihnen allesamt. Und daraus folgt der erste Kritikpunkt: Sie werden durch die Rahmenhandlung, die Fahrt in einer Dampflok, nur notdürftig zusammengehalten und fügen sich mitnichten, wie der Klappentext verspricht, zu einer „Abenteuergeschichte“.



Jedem Lied sind vier Seiten zugeteilt. Das ist viel, führt aber zu einem zweiten Kritikpunkt, nämlich einem Interessenkonflikt: Während die kleine Korezensentin immer die jeweils erste Doppelseite mit den witzigen und farbkraftigen Illustrationen von Wolfgang Slawski betrachten wollte, hätte der Papa gerne seinen eingestosteten Helendenor an den Noten und Texten auf der jeweils zweiten Doppelseite erprobt. Und hätte man ihn gelassen, hätte er bei vielen Liedern Melodiestimme und Akkordsymbole nur vom Refrain vorgefunden.

Die Lieder selbst sind einfach klasse. Frisch, peppig und nicht zu poppig. Höchstens ein rassiger Tango kommt ein-

mal vor. Die Einspielungen auf der beiliegenden CD sind exzellent besetzt, u. a. mit dem Komponisten am Klavier und keinem Geringeren als dem Jazzler Peter Lehel am Saxophon. Und wenn Schindler nicht selbst singt, was er ohne jegliche Kindtümlei tut, erfreuen die Aureliussängerknaben Calw mit ungekünstelter Frische, ganz im Sinne des

Eingangslieses: „Türen zu, die Bremsen auf und einfach losgefahren“.

Die schönsten Texte stammen übrigens nicht von Schindler und seinem langjährigen Partner Christoph Mohr, sondern von dem 1942 im Vernichtungslager ermordeten jüdischen Kabarettisten Peter Hammerschlag. Seine Geschichten vom Nilpferd, das zur Strafe fürs Nasebohren in ein Nashorn verzaubert wird, vom Tiger, der sich den Magen verdorben hat und deshalb nur Gemüse essen darf, oder vom nervösen Karnuckel Arnold haben das Zeug zu Klassikern.

Jörg Hillebrand

Peter Schindler/Wolfgang Slawski: Hans, mach Dampf! Carus, Stuttgart 2005, 72 S. mit CD, 19,90 Euro.

die glocke

09



im september

Sa 03.09.2005 | 19.30, 21.00 und 22.30 Uhr
Großer Saal

Eine große Nachtmusik – Eröffnung Musikfest Bremen
Werke von W.A. Mozart und C.W. Gluck

Anne Sofie von Otter Mezzosopran
Les Musiciens du Louvre
Marc Minkowski Dirigent

Di 06.09.2005 | 20.00 Uhr | Großer Saal

L.v. Beethoven: Sinfonie Nr. 9 d-Moll op. 125

Deutscher Kammerchor und Solisten
Die Deutsche Kammerphilharmonie Bremen
Paavo Järvi Dirigent

Fr 09.09.2005 | 19.00 Uhr | Großer Saal

Werke von G. Rossini, F. Busoni und F. Schubert

Philharmonia Orchestra
Riccardo Muti Dirigent

Mo 12.09.2005 | 20.00 Uhr | Großer Saal

Werke von D. Schostakowitsch, L.v. Beethoven und F. Schubert

Maria João Pires Klavier
Gérard Caussé Viola

Do 15.09.2005 | 20.00 Uhr | Großer Saal

Werke von P. Tschaikowsky und D. Schostakowitsch

Laurent Korcia Violine
Bremer Philharmoniker
George Hanson Dirigent

Fr 16.09.2005 | 20.00 Uhr | Großer Saal

Lieder von L.v. Beethoven, F. Poulenc, G. Bizet u.a.

Barbara Hendricks Sopran
Love Derwinger Klavier

Sa 24.09.2005 | 18.00 Uhr | Großer Saal

Werke von J. Brahms und G. Mahler

Hélène Grimaud Klavier
Anu Komsí Sopran
Radio-Sinfonieorchester Stuttgart des SWR
Sir Roger Norrington Dirigent

Di 27.09.2005 | 20.00 Uhr | Großer Saal

Werke von L.v. Beethoven und lateinamerikanischen Komponisten

Junge Philharmonie Venezuela Simón Bolívar
Gustavo Dudamel Dirigent

DAS BREMER KONZERTHAUS DIE GLOCKE

Ticket-Service in der Glocke, Tel. 0421 / 33 66 99 | www.glocke.de

Thomas und seine Sprecher

Am 12. August 1955 starb Thomas Mann. 50 Jahre später drängen die Hörbuchverlage mit neuen und wieder entdeckten Aufnahmen auf den Markt.

Das Schiller-Jahr verdeckt, dass 2005 auch ein Thomas-Mann-Jahr ist, aber damit hätte Mann gewiss leben können. Denn über keinen seiner Dichter-Kollegen hat er sich zeitlebens so respektvoll anerkennend geäußert wie über Schiller. Die allgemeine Vorlesemanie hat diesem Umstand jedoch bis dato nicht Rechnung getragen, denn Manns großer Schiller-Essay von 1955 liegt in einer Hörbuch-Fassung noch nicht vor.

Dafür aber die 1905 entstandene Schiller-Novelle „Schwere Stunde“. Der damals 87-jährige Will Quadflieg hat sie im Jahr 2001 für die Deutsche Grammophon gelesen und damit einen Kreis von zehn Mann-Erzählungen geschlossen, an dessen Beginn 1984 Aufnahmen von „Herr und Hund“ sowie „Der kleine Herr Friedemann“ standen. Quadfliegs Mann-Lektüren liegen nun erstmals gesammelt in einer zwölf CDs umfassenden Kasette vor. Wer sie nicht gleich als Box kaufen möchte, kann sich an die „Eloquence“-Reihe halten, in der sie als Einzel-CDs preisgünstig wieder veröffentlicht wurden. Das einzig nennenswerte Manko dieser Edition ist die Tatsache, dass man beim „Tod in Venedig“ auf eine gekürzte Textversion zurückgegriffen hat. Quadflieg macht aus diesen Erzählungen kleine Ein-Mann-Schauspiele. Über seinen „Schwere Stunde“-Vortrag breitet er ein herbes Grave, wogegen er den „Tristan“ wesentlich flüssiger und, dank einiger subtilen Tempo-Rückungen, spannungsvoll aufgeladen liest. Nie überzeichnet Quadflieg die direkte Rede der Figuren. Situationen, etwa der winternahe Beginn des „Tonio Kröger“, treten plastisch vor unser Ohr – zumindest direkter als in der von einem Dauer-Adagio geprägten Lesung mit dem Autor selbst (Hörverlag).

Neben Quadflieg ist, natürlich, auch Gert Westphal mit verschiedenen Mann-Paketen vertreten: mit einer von ihm selbst und Hanjo Kesting besorgten Einrichtung des „Zauberberg“ sowie mit einer ebenfalls umsichtig gekürzten Fassung von „Joseph und seine Brüder“, die nun erstmals geschlossen als CD-Kassette erhältlich ist. Westphal versteht

sich, wie bei seinen Fontane- und stellenweise auch bei seinen Goethe-Lektüren, auf einen unaufdringlichen Plauderton mit einem genauen Timing für Höhepunkte; doch nie wirkt sein Lesen beiläufig, vielmehr im besten Sinne unterhaltend. Westphals Atemtechnik und die Fähigkeit, Sätze zu strukturieren – bisweilen auch über Punkt und Komma hinweg, um so neue Sinneinheiten zu schaffen –, prägen seinen Stil ebenso wie die, im Gegensatz zu Quadflieg, schärfere und damit auch anfechtbarere Zeichnung der einzelnen Figuren. Aber, bitte, kein Zweifel: Es handelt sich um erzählerische Großtaten. Als Häppchen-Kost aus Manns Tagebüchern gibt es in der „Eloquence“-Reihe Ausschnitte aus den Jahren 1953 bis 1955 quasi als Zugabe.

Mit dem Werk- und Personenumfeld Thomas Manns beschäftigen sich drei Neuproduktionen. Hildegard Möller hat 2004 ein Buch über „Die Frauen der Familie Mann“ – vor allem Katia, Erika, Monika und Elisabeth – vorgelegt, das die „Tatort“-Komissarin Eva Mattes nun für Lido als Hörbuch aufbereitet hat. Allerdings bietet Möller, die sich in ihrem Buch an längst bekannte Fakten hält und diese auf eher biedere Weise erzählt, keine glückliche Vorlage für ein span-

sierten Stoff. Eine bunte Mischung aus psychologischer Neugierde, Werkanalyse und Kommentar. Klugkist stellt scheinbar banale Fragen wie „War Thomas Mann ein guter Ehemann?“, „Hatte Thomas Mann Freunde“? oder „Warum hat Thomas Mann überhaupt geschrieben?“. Fragen, die Mann vom Sockel des Klischee gewordenen Bildungsbürgers herunterholen und menschlicher wirken lassen. Schauspieler Frank Arnold hat aus diesem Frage-Antwort-Spiel eine Auswahl getroffen und trägt sie auf zwischentonreiche Weise vor. Seine Lektüre kennt keine extremen Tempi, sie fließt gleichmäßig, aber nie monoton dahin. Kleine retardierende Momente dienen der Markierung zentraler Begriffe, Zitate von Personen werden mit feinsinnigem Farbwechsel gekennzeichnet. Einziger Mangel an dieser Produktion ist der Verzicht auf ein Booklet und damit auch auf eine Inhaltsübersicht.

Dem Thema „Thomas Mann und die Liebe“ ist ein Hörbuch des Audio-Verlags gewidmet. Auf zwei CDs liest Marcel-Reich Ranicki Kapitel aus seinem 1987 erstmals erschienenen, kürzlich überarbeiteten Buch „Thomas Mann und die Seinen“. Er untersucht Manns Fähigkeit zur Selbstinszenierung, die Beziehungen zu seiner Familie, seine



Will Quadflieg hat über 17 Jahre Manns Erzählungen eingelesen

nendes Hörbuch. Dagegen vermag auch Mattes' Versuch, das erzählerische Moment hervorzukitzeln, wenig auszurichten. Einige seltsame Schnitte, bei denen die Atmung gekappt wurde, lassen ebenfalls kein günstigeres Urteil zu.

Anders liegen die Dinge bei Frank Arnold, der sich auf eine intelligente, originelle Vorlage verlassen kann. Im Jahr 2003 veröffentlichte Thomas Klugkist, der zuvor bereits eine eindringliche „Doktor Faustus“-Studie vorgelegt hatte, ein Buch mit dem Titel „49 Fragen und Antworten zu Thomas Mann“. Eine frische Herangehensweise an den oft akademi-

erotischen Sehnsüchte und ihre literarische Verarbeitung. Sein Vortrag? Wir alle kennen Reich-Ranickis unkonventionellen, unverwechselbaren Stil. Sollte er sich etwa verstellen?

Christoph Vratz

Thomas Mann:

Erzählungen; Deutsche Grammophon ISBN 3-8291-1515-6 (12 CD)

Der Zauberberg; Deutsche Grammophon ISBN 3-8291-1535-0 (15 CD)

Joseph und seine Brüder; Deutsche Grammophon ISBN 3-8291-1537-7 (30 CD)

Tagebücher 1953-55; Deutsche Grammophon ISBN 3-8291-1553-9 (2 CD)

Hildegard Möller: Die Frauen der Familie Mann; Lido ISBN 3-8218-5403-0 (4 CD)

Thomas Klugkist: 49 Fragen und Antworten zu Thomas Mann; Audiobuch ISBN 3-89964-115-9 (2 CD)

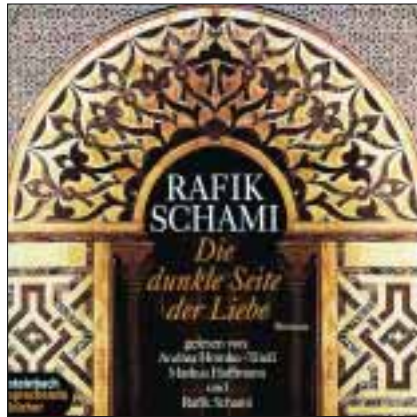
Marcel-Reich-Ranicki: Thomas Mann und die Seinen; Der Audio-Verlag ISBN 3-89813-455-5 (2 CD)

Tausendundeine Stunde

Drei Möglichkeiten kennen wir, ein die gefühlte Zeit von tausendundeiner Erzählstunde (in Wahrheit sind es, je nach Rezeptionsweise, 1.590 Hörminuten oder 896 Leseseiten) füllendes Geschichtenmosaik in Buchform Steinchen für Steinchen aufzunehmen. Wir könnten es uns erzählen lassen. Es vorgelesen bekommen. Oder es selbst lesen. Für den Roman „Die dunkle Seite der Liebe“ des syrischen Geschichtenschmieds Rafik Schami kann es keinen Zweifel geben: Die erste Methode ist die beste. Denn der seit 1971 in Deutschland heimische Schriftsteller entstammt als Damaszener mit Leib und Seele der orientalischen, der mündlichen Erzählkultur. „Sein Mundwerk erschien ihnen geradezu wundersam“, heißt es im Roman über die Hauptfigur Farid Muschtak, der viel mit Schami gemein hat, und „seine Worte kamen [...] bunt und leichtfüßig daher und kitzelten ihr Herz“. Genau dies passiert bei Schamis berühmten Lesungen, die keine sind, denn er fabuliert stets frei und lässt die gestikulierenden Arme den Worten hinterherfliegen. Nun finden leider nicht immer solche Flugstunden statt. Und weil die dritte Möglichkeit, den Roman selbst zu lesen, uns nicht überzeugt hat – seine Prosa ist lange nicht so kunstvoll wie der Aufbau des 110 Jahre überbrückenden Buches – haben wir den Mittelweg für uns entdeckt: das Vorgelesenkriegen.

Für die schöne, vom Autor erstellte (und unwesentlich gekürzte) Hörbuchfassung, welche auch die komplexe Entstehungsgeschichte des Romans enthält, als Bonus von Schami selbst melodisch gelesen, wurde ansonsten der im Buch angelegten Polarität mit zwei Vorlesern entsprochen. Denn Paarungen und Gegensätze gibt es in der Geschichte um eine Liebe unter den erschwerten Bedingungen der Sippen- und Staatsdiktatur viele. Zwei bis aufs kochende Blut verfeindete Clans, in ihrer gegenseitigen Zerstörungswut weit entschlossener als alle Capulets und Montagues der Welt, agieren dort: „Die Sippe“, heißt es, „rettet die Araber vor der Wüste und versklavt sie zugleich“.

Viele Liebende widersetzten sich der archaischen Sippenmoral, die meisten scheitern auf das Bitterste. Doch den unzertrennlichen Farid und Rana, Sprösslinge der Erzrivalen Muschtak und Schahin, gelingt ihre Liebe am Ende. Zuvor aber erleben beide die Hölle; Farid als politischer Lagerhäftling, Rana in einer aufgezwungenen Ehe.



Als Erzähler wirkt der Schauspieler und Rundfunksprecher Markus Hoffmann, der alle Passagen liest, die hauptsächlich männliche Charaktere tragen. Seiner Stimme fehlt das Ungebändigte eines Fabulierers; er liest sorgfältig, akzentuiert, nicht eben emotional, zuweilen leicht herablassend, dann wieder freundlich. Während die Dialoge aus seinem Munde etwas steif bleiben – die Figuren geraten mithin kaum zu Persönlichkeiten –, adelt er im Gegenzug die eher einfache Romansprache, derer er sich mit Eleganz bedient. Andrea Hörnke-Trieß, ebenfalls schauspielerisch geschult und im Rundfunk tätig, liest lupenrein der Frauen Anteile am Romangeschehen. Gekonnt die unterschwellige, nie ganz versiegende Bedrohung mitklingen lassend, eröffnet sie uns die Familiensaga mit Farids Frage: „Und du glaubst wirklich, dass unsere Liebe eine Chance hat?“ Fast zehn Jahre und viele CDs später antwortet Rana, die sich lange Zeit als Kaktus in der Wüste gefühlt hat, mit einem jubelnden Ja, und zärtlich zieht Hörnke-Trieß' Stimme dabei die Stacheln ein. Sich wehren und lieben können – das funktioniert zusammen, beglaubigt ihre Lesart; in diesem Wissen kommt das breite Spektrum der Romanwelt auf den Punkt.

Sein Mosaik entwirft Schami so weit-schweifig, dass ein ganzes Heer von Erzählern nötig gewesen wäre, um alle Handlungs-farben exakt zu bestimmen. Trotzdem sind wir froh, dass auf mehr Stimmen verzichtet wurde. Denn so, wie die Hörbuchfassung jetzt ist, kommt das Opus magnum, das zugleich Schamis tiefe – doch nie unkritische – Verbeugung vor seiner Heimatstadt Damaskus darstellt, schön rund und in sich geschlossen an die Ohren. Hörenswert alle gefühlten tausendundeine Stunden lang.

Julika Pohle

Rafik Schami: Die dunkle Seite der Liebe; Steinbach ISBN 3-88698-753-1 (21 CD)



Zweundzwanzig Minuten

Cavalli Records starten eine neue Hörbuch-Reihe mit dem aparten Titel „bitte OHRlesen“: Mini-CDs von rund 22 Minuten Länge, die vierteljährlich erscheinen sollen. Auf den ersten drei Produktionen hören wir Martin Neubauer, den Leiter des Brentano-Theaters in Bamberg. Der Ortsbezug legt nahe, dass die erste CD E. T. A. Hoffmann gewidmet ist. Bis auf eine nur unzulänglich, nämlich als „Episode“ gekennzeichnete Textstelle aus dem „Kater Murr“ – es handelt sich um einen Ausschnitt aus dem dritten Abschnitt des zweiten Bandes – enthält die CD entlegenes Repertoire, darunter die infolge eines Spiels niedergeschriebenen „Folgen eines Sauschwanzes“. Neubauer liest diese Texte stets mit subtilem ironischen Unterton, vor allem die „Murr“-Passage. Sein Sprechtempo ist stellenweise erstaunlich hoch, doch in ständiger Kongruenz zum Inhalt, etwa wenn er bei „einem einfachen, aber fröhlichen Mahl“ ins Andante zurückschaltet, um gleich darauf, bei „eine wackere Zecherei“, in ein Allegro con spirito zu wechseln.

Immer wieder gibt es auf diesen CDs Passagen, in denen Neubauers Timbre an den mephistophelischen Gründgens erinnert. Ein kühner Vergleich, gewiss. Doch als Beleg möge herhalten, wie Neubauer in Otto Julius Bierbaums Erzählung von den „Haaren der heiligen Fringilla“ Vokabeln wie „boshaft“ oder „treuherzig“ lustvoll dehnt und dabei in ein zweideutiges Piano verfällt. Auch sein plötzliches Vibrato in wörtlicher Rede erhärtet diese Annahme. Die moderateste, fast schon eine leicht distanzierte Lesart schlägt Neubauer in Keyserlings Erzählung „Geschlossene Weihnachtstüren“ an.

Christoph Vratz

E. T. A. Hoffmann: Moderne Welt – Moderne Leute, Die Folgen eines Sauschwanzes; Cavalli/Note1 CD 901
Otto Julius Bierbaum: Die Haare der heiligen Fringilla; Cavalli/Note1 CD 902
Eduard Keyserling: Geschlossene Weihnachtstüren; Cavalli/Note1 CD 903